

### Die Alten und die Jungen.

Von Dr. O. Behagel, o. ö. Prof. der deutschen Philologie an der Universität Gießen.

Die Alten und die Jungen: ein Fragestück, so alt wie die Weltgeschichte, und ewig neu für den, dem es vergönnt ist, einen gewissen Teil dieser Geschichte mit zu erleben. Ermüdung und Überdruß auf der einen Seite, lockendes Neuland auf der andern, das sind die Hauptmächte, die den Wandel bedingen. Und dieser Wandel vollzieht sich zumeist nicht gradlinig, allmählich, sondern ruck- und stoßweise, unter lebhaften Kämpfen, in scharfem Gegensatz zum Vorhandenen; das Neue ist durchdrungen von seiner überragenden Bedeutung.

Was vom allgemeinen Welterleben gilt, es gilt auch von Kunst und Wissenschaft, es gilt auch von der neueren Philologie, von der Germanistik. Zwar bei Jakob Grimm ist von einem Gegensatz kaum die Rede, er hat unsere Wissenschaft aus dem Nichts geschaffen, man müßte denn bei seiner Mythologie, einer Wissenschaft der Tatsachen, an die Überwindung der Creuzer und Mone denken. Schon anders war es bei Karl Lachmann, dem geschworenen Gegner alles Laienhaften, Oberflachen; die Ausgaben von der Hagens werden unmöglich gemacht. Lachmanns wortkarge Art, sein Haß gegen profanum vulgus, barg dann wieder den Keim zu einem neuen Gegensatz. Und er wurde gefördert durch die beinahe aufreizende Weise des treuen Moritz Haupt, der die Forderung erklärender Anmerkungen abwies mit der schnöden Antwort, er könne doch nicht wissen, was die Leute nicht verständen. Zunächst aber waren die Lehren und Taten Lachmanns schlechthin bindend, mit der Kraft von Glaubenssätzen: in der Textkritik, auf dem Gebiet der Nibelungenkritik, der deutschen Metrik, der Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache. Seine Methode der Textkritik, wenn auch nicht alle ihre einzelnen Ergebnisse, hat sich bis jetzt im wesentlichen behauptet; zu der heutigen Veröffentlichung von bloßen Handschriftenabdrücken hätte er schwerlich seine Zustimmung gegeben, auch sie wieder ein Beispiel der Umkehr bis ins Gegenteil.

Mit welcher Leidenschaft um der Nibelungen Hort gekämpft wurde, können wir uns heute kaum mehr vorstellen: auf der einen Seite die scharfen Attacken, die von Adolf Holtzmann und Friedrich Zarneke geritten wurden, auf der andern Seite die göttliche Grobheit von

Müllenhoff und der mit Beschränktheit grobe Richard von Muth. Die starre Lehre von der alleinseligmachenden Handschrift A ist im Orkus versunken; statt ihrer herrscht mit beinahe ebenso kanonischer Geltung die Anschauung Braunes<sup>1</sup>. Ganz verschollen ist heute die Lehre von den Heptaden, zu der sich Lachmann selber freilich niemals öffentlich bekannt hat, nach der die Strophenzahl der einzelnen Nibelungenlieder — nach Tilgung der „unechten“ Strophen — durch sieben teilbar sein sollte. Und doch hat sie einst die Geister dermaßen beherrscht, daß W. Scherer es zwar gewagt hat, zwei „echte“ Strophen für unecht zu erklären, aber nur in der Weise, daß dafür zwei „unechte“ aus der Verdammnis befreit, für echt erklärt wurden; sonst hätte ja die Zahl nicht mehr gestimmt. Aber der eigentliche Kern der Nibelungenfrage war die Frage der Widersprüche; denn sie hing zusammen mit den Grundgedanken über das Wesen der Volksdichtung. Karl Bartsch und Heinrich Fischer waren wohl die ersten, die dar-taten, daß auch bei Kunstdichtern solche Widersprüche sich fänden; es hat sich darüber dann eine reiche Literatur entfaltet, die ich in meiner Rektoratsrede über Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen zusammengestellt habe. Als Ernst Martin die Beispiele aus dem Don Quixote des Cervantes zurückwies und erst solchen Fällen Beweiskraft zugestehen wollte, die in seinen Novellen nachgewiesen würden, da haben v. Kraus und Jellinek diese Beispiele schockweise gesammelt; Martin aber hat geschwiegen, die letzte Säule seiner Schule, denn Wilhelm Wilmanns und Richard Heinzel, die selbst sich in deren Gedankengängen bewegt hatten, hatten in aller Form Rechtens widerrufen.

In der Metrik waren es hauptsächlich zwei Punkte, wo der Angriff einsetzte. Einmal die Regeln über den Verschuß, die schon Franz Pfeiffer anfocht, und die endgültig erledigt sind durch den Nachweis v. Kraus', daß die „Regeln“ sich aus der Beschaffenheit des Sprachstoffs ohne Wollen und Wissen der Dichter ergaben; ich selbst hatte darauf hingewiesen (in meiner Besprechung von Moldaenke im Litbl. f. germ. u. rom. Ph., daß auch Schiller diese „Regeln“ befolgt hat. Das Zweite war die Betonung von Silbengruppen wie *lieben den man*, wo Lachmann dem Artikel die Hebung gab. Der Gegenbeweis, den Bartsch aus der achten Halbzeile der Nibelungenstrophe schöpfte, war unwiderleglich; trotzdem haben Kinzel und Roediger das alte Dogma verteidigt. Erst mit den Darlegungen von Wilmanns über die Betonung in den daktylischen Versen des Mhd. war die endgültige Entscheidung gegen Lachmann gefallen.

Über die Frage der mhd. Schriftsprache hat sich Lachmann nur mit wenigen Worten ausgelassen. Ihr Bestehen war eine selbstverständliche Voraussetzung für seine Herstellung der mittelhochdeutschen Texte. Hier ging der Hauptangriff von einem der Führer eines er-

<sup>1</sup> Gewisse Bedenken auch gegen diese kann ich hier nicht weiter erörtern.

heblich jüngeren Geschlechtes aus: H. Paul beantwortete die Frage: Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? mit einem entschiedenen Nein; die weitgehende Übereinstimmung der Handschriften beruhte für ihn auf der Tatsache, daß die Spaltung in Mundarten noch nicht begonnen hätte, eine Anschauung, die schon an dem Widerspruch des Bayrischen scheitern mußte, dessen *enk* und *ös* erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hervortrat, und die weiter zunehmende Kenntnis der Mundarten hat Pauls Ansicht endgültig zurückgewiesen, Lachmann hat Recht behalten.

Ganz Neues trat mit W. Scherer auf den Plan, nicht statt des Alten, sondern neben dem Alten. Er ist ja persönlich den Männern, die an Lachmann sich anschlossen, eng verbunden gewesen. Er hat das Verfahren und die Arbeit, die bisher dem Altdeutschen gegolten hatte, auf die neuere Literatur angewandt und damit bis heute Dauerndes geschaffen, soweit man überhaupt noch philologische Weise als berechtigt anerkennt. Er hat überall neben dem Typischen das Individuelle gesucht; er hat Lachmanns Nibelungenlieder nach ihrer angeblich verschiedenen Eigenart erfassen wollen oder die Teile der Wiener Genesis mehreren Verfassern zugewiesen, oder — und hier sind seine Anregungen besonders fruchtbar gewesen — in das scheinbare Einerlei des Minnegesangs Leben und Bewegung gebracht. Endlich hat er in seinem Buche „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ siegreich den Satz verfochten, den Cuvier für die Naturwissenschaften errungen hatte: daß in vorgeschichtlichen Zeiten keine andern Kräfte gewaltet haben als in geschichtlichen. Daraus ergab sich von selbst die Folgerung, daß die Beobachtung der Gegenwart Schlüsse gestatte auf die Vergangenheit.

Diesen Schluß haben dann auch die sogenannten Junggrammatiker gezogen. Es ist ihr unverlierbares Verdienst, daß nun das wirkliche Leben der Sprache aus der Erkenntnis des heute Bestehenden sich erschloß, daß jetzt die „Prinzipien der Sprachgeschichte“ geschrieben wurden.

Im Jahre 1874 erschien der erste Band von Paul und Braunes Beiträgen, 1876 Sievers' Lautphysiologie und Winteler's Kerenzer Mundart, und im selben Jahre werden die ersten Fragebogen von Wenkers Sprachatlas versandt. Man hätte annehmen sollen, daß um Scherer einerseits, um Braune, Paul, Sievers, Brugmann, Osthoff andererseits ein einigendes Band sich geschlungen hätte. Aber dem ist nicht so gewesen. Die Jungen, sie waren nicht nur Schüler von Leskien, Gegner von Georg Curtius, sondern auch Schüler von Zarncke, der im Streit um die Nibelungen zu den Gegnern Lachmanns gehörte. So überwogen persönliche Gegensätze. Als Osthoff eine scharfe Besprechung von Scherers zweiter Auflage u. a. auch an Roediger sandte, erhielt er sie umgehend zurück, und vor dem Göttinger

Schüler von Benfey und August Fick durften die Namen von Brugmann und Osthoff nicht genannt werden. Der eigentlich wissenschaftliche Streit entbrannte um die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Jedoch der gefährlichste Ansturm auf die neue Lehre ging nicht von den damaligen Hauptkämpen aus, von Ascoli, Bezzenberger, Schuchardt, sondern von dem großen Unternehmen des Marburger Sprachatlas, das aus den gleichen Gedanken und gleichzeitig mit der Junggrammatik erwachsen war. Sein Begründer, Georg Wenker, hatte gehofft, zu deutlichen Lautgrenzen, zu bestimmter Abschließung der Mundarten zu gelangen, aber das Gegenteil war die Wahrheit. Die Lautlinien laufen eigensinnig durcheinander, sie sind unfest, verhältnismäßig spät entstanden; aber das Schlimmste ist: es sind eigentlich keine Lautlinien mehr, sondern jedes einzelne Wort kann seine besonderen Schicksale haben, etwa die Lautverschiebung für das eine Wort anders laufen, als für das zweite; die Sprachmischung spielt eine gewaltige Rolle. Damit war zwar theoretisch die Einheit des Lautgesetzes nicht gefährdet; sie konnte für die räumlichen Ausgangspunkte der Erscheinungen in Geltung bleiben, aber ihre Anwendung im einzelnen, am beliebigen Ort, ist stark in Frage gestellt<sup>1</sup>. Dagegen hat die neuerdings von Giessen ausgegangene Lehre vom Untergang des funktionslos Gewordenen keine solche Wirkung, denn es ergibt sich aus ihr nur ein besonderer Fall des Satzes, daß zwar unter gleichen Bedingungen Gleiches, aber unter ungleichen Ungleiches entsteht.

Lachmann und seine Gegner, W. Scherer, die Junggrammatik, sie hatten eines gemeinsam: sie gingen aus von den Tatsachen, sie hatten alle den Makel, „positivistisch“ zu sein. Ihnen gegenüber, über sie hinaus erhebt sich heute die Geistesgeschichte, die Lehre von der Bewegung der Ideen. Die Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte geworden; sie um ihrer selber willen zu erforschen, ist altmodisch, in dem Wandel der Sprache spiegelt sich der Geist der Zeiten, der Geist der Völker. Das alles ist nicht so unerhört neu, wie es sich mancher wohl vorstellt<sup>2</sup>. Aber neu ist jedenfalls die maßlose Übertreibung einer vielleicht richtigen Anschauung: ich setze einmal den Fall, daß die behaupteten Zusammenhänge zwischen Wandel der Ideen und Wandel der Sprache bewiesen wären. Aber es wäre auch dann wohl vorsichtiger zu sagen: die Sprachgeschichte ist zu einem Teil Bildungsgeschichte. Wenn unser heutiges *s* hervorgegangen ist aus einem dem *sch* verwandten Laut, wenn auf mitteldeutschen Gebieten in-

<sup>1</sup> Allerdings nicht, wie ich den bestimmten Eindruck habe, für die Gestalt der Flexionsendungen.

<sup>2</sup> Söderhjelm in den Neuphil. Mitt. 1926, 16: Der Ton der Reformatoren läßt dann und wann vermuten, daß sie sich als die Inhaber ganz neuer Wahrheiten und alles, was bisher gelehrt worden ist, als einen Irrtum betrachten.

lautendes *d* sich zu *r* gewandelt hat, so hat das mit der Bildungsgeschichte nichts zu tun; ebensowenig der Untergang des Genetivs im Deutschen, von dem ich gezeigt habe, daß er zu einem Teil eben mit jenem *s*-Wandel zusammenhängt. „Verstehen“ heißt nach Eugen Lerch „eine Erscheinung in ihrer Besonderheit, Einzigartigkeit, Einmaligkeit erfassen“. Aber in der Sprachgeschichte gibt es massenhaft Erscheinungen, die nicht einzigartig, nicht einmalig sind. Die Regel vom Abfall des Vokals nach Tieftone gilt in der vorgeschichtlichen Zeit des Deutschen wie im Übergang vom Mhd. zum Nhd.; R. M. Meyer hat darauf hingewiesen, daß der Wandel des auslautenden *m* zu *n* von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur neuhochdeutschen sich immer wiederholt. Renward Brandstetter hat uns gelehrt, daß die gemeinindonesischen Tenues *k*, *t*, *p* im Madagassischen als *h*, *ts*, *f* auftreten, also sich dort ein Stück Lautverschiebung vollzogen hat. Es hat also die Sprachgeschichte ihr eigenes Recht, und es ist eine Überhebung zu meinen: „Nur der Idealist versteht die sprachlichen Neuerungen (nämlich als Schöpfungen einer bestimmten Epoche)“. Die Jungen meinen, daß die Alten sie nicht verständen; sie meinen wohl auch, wir sollten umlernen, wenn wir dazu noch nicht zu verknöchert sind. Aber das ist ein erheblicher Irrtum; eher scheint mir die Sache umgekehrt zu liegen, daß sie uns, unser Verhalten ihnen gegenüber nicht verstehen. Wir haben nicht die Empfindungen von Georg Curtius, dessen Lebensarbeit durch die Junggrammatiker bedroht erschien. Wir lehnen nicht die Geistesgeschichte an sich ab; keiner von uns denkt daran, etwa die Arbeiten von Ehrismann zu bemäkeln. Wir nehmen nicht Anstoß an dem, was die jüngeren Vertreter der Geistesgeschichte treiben, wohl aber an der Art, wie sie es vielfach treiben. Was wir den jüngeren Herren zum Vorwurf machen, das ist ihre leichtfertige Behandlung der Tatsachen. Der eine behauptet, daß gewisse Wörter im Verfolg geistiger Bewegungen des 13. Jahrhunderts untergehen, während sie bereits im 12. Jahrhundert abgestorben sind; der andre behandelt die Bedeutungsverschiedenheiten lateinischer Wörter, ohne sich um das zu kümmern, was in den lateinischen Wörterbüchern steht. Ein dritter erklärt, daß in Zürich „bekanntlich“ das Wort *Anke* durch das Wort *Butter* verdrängt sei, während eine einfache Anfrage bei Albert Bachmann ergibt, daß das falsch ist. Der vierte besitzt eine so gründliche Kenntnis der lateinischen Schulgrammatik, daß er sich vorstellt, im Lateinischen stehe in Kausalsätzen regelmäßig der Konjunktiv; daraus wird dann ein Gegensatz zwischen deutscher und lateinischer Auffassung der Kausalität abgeleitet, und das wird in einer angesehenen Zeitschrift unbeanstandet gedruckt. Der fünfte betrachtet als Erzeugnis Notkerschen Geistes, was aus Notkers Quellen stammt. Der sechste, der eigentlich Nr. 1 ist, von dem konnte kürzlich gesagt werden, daß die in einem seiner Hauptwerke verwerteten sprachgeschichtlichen Tatsachen des Altfranzösi-

schen aus zweiter und dritter Hand stammten<sup>1</sup>. Arbeiten, die so zu Werke gehen, deren Ergebnissen stehen wir allerdings mit dem größten Mißtrauen gegenüber. Wenn uns die Herren sprachgeschichtliche Darstellungen vorlegen werden, die auf genauer Beobachtung des Wirklichen, auf zuverlässigen Beweisketten beruhen, so werden wir ihnen volles Verständnis entgegenbringen und ihnen gerührt in die Arme sinken.

In Wirklichkeit ist der Gegensatz zwischen „Positivisten“ und „Idealisten“ nicht gar so groß, wie es den letzteren erscheinen mag. Es ist nicht nur das ein geistesgeschichtliches Verfahren in der Beobachtung der Sprache, was an bestimmte datierbare Einzelvorgänge anknüpft. Wenn wir nachweisen, daß zwecklos gewordene Bestandteile der menschlichen Rede im Laufe der Zeiten untergehen, wenn wir zeigen, daß bestimmte Gesetze der Wortstellung mit bestimmten seelischen Neigungen zusammenhängen, wenn wir die Rolle des Spieltriebs, des Humors im Sprachleben verfolgen, so ist auch das Geistesgeschichte. Und wenn Lerch meint, daß sich die Positivisten gewisse Fragen gar nicht vorlegten, so kommt dieser Eindruck vielleicht nur daher, daß wir auf manche Fragen keine Antwort wissen, während sie von den Idealisten mit nachtwandlerischer Sicherheit spielend gelöst werden. Also darum keine Feindschaft nicht!

Samoden, September 1926.

---

23.

### Die Freude am Tragischen<sup>2</sup>.

Von Professor Dr. Max J. Wolff, Berlin.

Die Freude am Tragischen ist ein Problem, mit dem sich die Ästhetik schon seit den Tagen des Aristoteles beschäftigt hat, ohne zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Wenn wir eine Tragödie aus alter oder neuer Zeit nehmen, so bildet eine Reihe von Verbrechen und furchtbaren Bluttaten ihren Inhalt, und selbst wo solche fehlen wie in *Tasso*, bleibt doch ein leidvolles Geschehnis (πάθος) übrig. In der antiken Tragödie tritt dieses Verhältnis noch klarer hervor, da sie meistens nur die katastrophale Entwirrung des Knotens enthält, während sie seine unblutige oder weniger traurige Schürzung der

<sup>1</sup> Der Aufsatz von Chr. Rocke über den toten Punkt in der etymologischen Forschung von heute, der von Rücksichten auf die Tatsachen gänzlich unbeschwert ist, wäre an sich hier nicht zu nennen, den Rocke ist gewiß keiner von den Jungen; aber daß der Aufsatz überhaupt das Licht der Welt erblickt hat, dafür trägt einer von den Jungen die Verantwortung.

<sup>2</sup> Im Mai 1926 in etwas veränderter Fassung als Vortrag in der Frankfurter Neuphilologischen Gesellschaft gehalten.